

Dorfprozelen: Die Haarpracht der Menschen hat in der Geschichte seit jeher eine gewichtige Rolle gespielt. Dies lässt sich auch an den zahlreich abgeleiteten Sprichwörtern in unserem Lebensumfeld erkennen. „Etwas mit Haut und Haaren essen“, „Haarspalterei betreiben“, „an den Haaren herbeiziehen“ oder „ein Haar in der Suppe“ finden, sind ein paar treffende Beispiele dafür. Dieser „haarigen Angelegenheit“ wollte der Heimat- und Geschichtsverein mit seiner Jahresausstellung am Sonntag unter dem Motto „Haare machen Leute“ einmal auf den Grund gehen.

Geschichtlich gesehen hat der Beruf der Friseure im ländlichen Bereich noch nicht sehr viel Spuren hinterlassen. In den alten Matrikelaufzeichnungen der Kirche findet man Schneider, Metzger, Wirte, Schuhmacher, Schmiede, Steinhauer und Schiffer zuhauf, von Frisuren ist nirgends die Rede. Die Erklärung hierfür ist recht einfach. Niemand musste „ein Haar gekrümmt“ werden, wenn man sich um den Kopfschmuck früher sorgte. Der Stolz der Mädchen waren geflochtene Zöpfe, die mit zunehmendem Alter immer länger wurden und die Buben glänzten durch eine fingerbreite, pflegeleichte Kurzhaarrasur. Beim Übertritt ins Frauenalter wurden die Zöpfe entweder eingekürzt oder in voller Länge zum strengen „Dutt“ gewickelt, der sich über Jahrzehnte durch einen einfachen, kostensparenden Nachschnitt erhalten ließ, oft unter einem Kopftuch versteckt. Beim starken Geschlecht fiel die Haarpracht manchmal schon etwas üppiger aus. Wenn sie dann in Zaum gehalten werden musste, kam es öfters dazu, dass man sich „in die Haare geriet“. Die Bartpracht galt als ein besonderes Zeichen der Männlichkeit. Und genau diese Eitelkeit der Männerwelt war die Geburtsstunde des Friseurhandwerks auf dem Lande. Die Männer waren nämlich die ersten, die sich beim „Bader“ einfanden und sich ihren Gesichtsschmuck in rechte, vorzeigenswerte Form bringen ließen. Gemeinsam versammelte man sich in der Baderstube, bei Apfelwein und einer guten Zigarre, und tauschte so ganz nebenbei alle Neuigkeiten und Beobachtungen untereinander aus. Der Bader, früher für den gepflegten Haarschnitt zuständig, war im Mittelalter besonders im ländlichen Bereich zu finden. Im Stadt- und Protokollbuch von Stadtprozelen aus dem Jahre 1633 ist die „Baderordnung“ festgehalten, nach der dieser Zunftbereich geordnet war. Hier wird erstmalig auch auf das „Scheren“ eingegangen. Hier heißt es:

„Die Bader ordnung

Solle der bader alle wochen zwei badt machen, nemlich an dem Mittwochen vnd Sambstag. Soll ein jede alte Person die schrepfen oder scheren lest zwei alt & (Pfennig) vnd ein Junges das zum Sacramendt ist gangen soll geben 1 &“

Zum Bader ist man also gegangen, um sich einigen, sich schröpfen (durch Blutegel?), scheren oder einen Zahn ziehen zu lassen.

So nach und nach erkannte auch die Frauenwelt, was sich mit einem stattlichen Kopfschmuck alles erreichen ließ - von nun an ging es mit dem Friseurhandwerk nur noch berauf.

In Teamarbeit hatten die Mitglieder des Heimat- und Geschichtsvereins zahlreiche Utensilien aus dem Umfeld der Friseurinnung des Dorfes zusammengetragen und in einer interessanten Ausstellung vorgestellt. Besondere Aufmerksamkeit fanden aber die Demonstrationen am „lebenden Objekt“, bei denen Friseurmeisterinnen und -meister ihr Können demonstrierten. Friseurmeisterin Christine Kaag wählte dafür eine typische Frisur der 50iger Jahre aus, den Modellen Claudia Jahn und Anja Wolz wurde mit Wasserwellenklammern, Onduliereisen und Papilloten eine feminine, verführerische Galafrisur geformt, so wie sie Schauspielerin Rita Haywood in ihrer Glanzzeit trug. „So würde ich mich heute auch gerne unter die Leute mischen“, lautete das Lob der Frisierten.

Friseurin Sonja Simon wagte sich bei ihrem Modell Eva Hörnig an eine Steckfrisur, ebenfalls aus den 50iger Jahren mit eingeschlagenem falschen Knoten. Mit Postichnadeln und Papilloten sollten bei der klassischen Abendfrisur „echte Männerwinker“ zum Zuge kommen. Friseurmeisterin Marion Zöllner demonstrierte an zwei mit prächtiger Haarpracht ausgestatteten Modellen Christiane Romstöck und Manuela Bohlig eine aufwendige, seitlich aufgebaute Hochfrisur. Mit dem Onduliereisen, und natürlich mit Kamm und meisterlichem

Können, wurde eine Frisur gezaubert, die man auch heute noch zu besonderen Festlichkeiten trägt. Sommerlich leicht, verspielt und mit dem Blick, die Proportionen der Kopfform ins rechte Licht gerückt, war das bewunderte Ergebnis.

Friseurmeister Michael Hartmann wagte sich mit dem Vollmesser an eine traditionelle Wasserrasur in einer Rasierstube der 20iger Jahre. Nachdem das Messer am feinen Stein die Grundscharfe erhalten hatte, wurde es meisterlich noch auf dem Leder abgezogen und mit Fingerspitzengefühl an den Mann gebracht. Modell Wolfgang Dorsch, zu Barterweichung mit dem „Mug“ gründlich eingeseift, ließ mit Nonchalance, aber doch etwas weiß um die Nasenspitze und der damals üblichen Zigarre, die Prozedur über sich ergehen. Kleine Blessuren, die auch bei professionellen Barbieren vorkommen, wurden mit dem Aluminiumsulfatstift - später mit dem Alaunstift - gestillt. Mit feiner Gesichtscreme massiert und mit Original Kölnisch Wasser eingerieben, konnte er sich sichtlich gestärkt wieder unter Volk mischen. Hartmann berichtete, dass eine solche Rasur früher 20 Pfennige gekostet hat, mit Kölnisch Wasser musste man 25 Pfennige berappen. Die Haarkünstler erhielten viel Beifall für ihre meisterlichen Vorführungen.

Eine kleine Episode aus der Historie der Prözler Friseure, die man sich heute noch gerne erzählt. Als im April 1945 der 2. Weltkrieg in der Gemeinde mit dem Einmarsch amerikanischer Soldaten zu Ende ging, quartierte sich ein farbiger GI im Friseursalon von August Fuchs ein. Er setzte sich auf den Friseurstuhl und verlangte eine Behandlung. August Fuchs, der englischen Sprache nicht mächtig, der GI verstand kein Wort Deutsch, einigte man sich mit deutlichen Handzeichen auf eine Rasur. August Fuchs ging mit doch etwas unruhiger Hand an die ungewohnte Haut und - was sonst sehr selten vorkam - glitt sein Rasiermesser aus und hinterließ über dem Ohr eine blutende Wunde. Dem GI - unter dem scharfen Werkzeug eines „Feindes“ - stahl sich eine Träne ins Auge, die auch Friseurmeister Fuchs registrierte. Um etwas von der gespannten Situation abzulenken, stellte er dem GI die Frage: „Gell, du hast a bissle Haamweh?“ Leider ist uns die Antwort des GI nicht übermittelt. Fuchs praktizierte aber später weiter in seinem Friseursalon.